

(Nachdruck verboten.)

61)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Aber die Leute fürchten doch diese Reisen auf Kronsrechnung, und wenn diese Reisen und die Gefängnisse nicht wären, sähen wir hier wohl nicht so zusammen, wie wir es jetzt thun.“

„Die Gefängnisse können unsre Sicherheit nicht gewährleisten, weil die Leute dort nicht ewig sitzen und man sie wieder hinausläßt. Im Gegenteil, in diesen Anstalten führt man die Leute im höchsten Maße dem Vaster und der Verderbtheit zu, das heißt, man vergrößert die Gefährlichkeit.“

„Sie wollen sagen, daß das Straßsystem vervollkommenet werden muß.“

„Man kann es nicht vervollkommen. Vervollkommnete Gefängnisse würden mehr Geld kosten, als auf die Volksbildung verwandt wird, und würden eben dem Volk neue Bürden auferlegen.“

„Aber die Unvollkommenheiten des Straßsystems legen doch das Gericht selbst noch nicht lahm,“ fuhr Ignatius Nikiforowitsch wieder, ohne seinem Schwager zuzuhören, in seiner Rede fort.

„Man kann diese Mängel nicht bessern,“ sagte Nechludow mit erhöhter Stimme.

„Also was? Soll man sie totschiagen? Oder, wie ein Staatsmann vorschlug, ihnen die Augen ausstechen?“ sagte Ignatius Nikiforowitsch mit triumphierendem Lächeln.

„Ja, das wäre zwar grausam, aber zweckmäßig. Was man jetzt thut, ist auch grausam und dabei nicht nur unzumutbar, sondern so dumm, daß man gar nicht verstehen kann, wie vernünftige Menschen an einem so unsinnigen und grausamen Ding, wie das Kriminalgericht ist, teilnehmen können.“

„Ich nehme aber daran teil,“ sagte Ignatius Nikiforowitsch erblassend.

„Das ist Ihre Sache. Ich für meine Person verstehe das nicht.“

„Ich glaube, Sie verstehen vieles nicht,“ sagte Ignatius Nikiforowitsch mit zitternder Stimme.

„Ich habe vor Gericht gesehen, wie der Staatsanwalt sich mit aller Kraft bemühte, einen unglücklichen Knaben anzuklagen, der in jedem unverdorbenen Menschen nur Mitleid erwecken konnte; ich weiß, wie ein anderer Staatsanwalt einen Sektierer ins Kreuzverhör nahm und das Auslegen des Evangeliums als Kriminalverbrechen hinstellte; wirklich, die ganze Thätigkeit der Gerichte besteht nur in sinnlosen und grausamen Handlungen dieser Art.“

„Ich wäre nicht im Staatsdienst, wenn ich so dächte,“ sagte Ignatius Nikiforowitsch und stand auf.

Nechludow erblickte einen besondern Glanz unter der Brille des Schwagers. „Sind das wirklich Thränen?“ dachte Nechludow. Und wirklich, es waren Thränen des Gekränktheits. Ignatius Nikiforowitsch trat zum Fenster, holte sein Taschentuch hervor, begann, sich räuspert, seine Brille zu putzen und trocknete, nachdem er diese abgenommen, auch seine Augen. Dann kehrte Ignatius Nikiforowitsch zum Sofa zurück, zündete sich eine Cigarre an und sagte nichts mehr. Nechludow that es weh, und er schämte sich darüber, daß er seinen Schwager und seine Schwester in diesem Maße gekränkt hatte, namentlich deswegen, weil er morgen abreiste und sie nicht mehr sehen würde. In befangenem Zustand verabschiedete er sich von ihnen und fuhr nach Hause.

„Sehr wohl möglich, daß das wahr ist, was ich gesagt habe — wenigstens hat er mir nichts darauf erwidert. Aber ich hätte nicht so reden sollen. Ich habe mich doch wenig verändert, wo ich mich so von übeln Gefühlen habe hinreißen lassen und ihn und die arme Natalia so habe tranken können,“ dachte er.

Wierunddreißigstes Kapitel.

Die Abteilung, in der die Maslowa ging, wurde um drei Uhr vom Bahnhof expediert, und deshalb beabsichtigte Nechludow, um den Ausmarsch der Abteilung aus dem Gefängnis zu sehen und gleichzeitig mit ihr zum Bahnhof zu gelangen, vor zwölf Uhr ins Gefängnis zu kommen.

Als Nechludow seine Sachen und Papiere einpackte, verweilte er bei seinem Tagebuch und las einige Stellen und

dasjenige, was er das letzte Mal hineingeschrieben hatte, durch. Er hatte das letzte Mal vor der Abreise nach Petersburg folgendes hineingeschrieben: „Natuscha will mein Opfer nicht, sondern will ihr eignes. Sie hat gesiegt, und ich habe gesiegt. Sie erfreut mich durch den inneren Umschwung, der scheinbar — ich fürchte mich, es zu glauben — in ihr vorgeht. Ich fürchte mich, es zu glauben, aber mir scheint, daß sie wieder auflebt.“ Ebendasselbst nach diesem war geschrieben: „Ich habe etwas sehr Schweres und etwas sehr Freudiges erlebt. Ich habe erfahren, daß sie sich im Krankenhaus nicht gut aufgeführt hat. Und plötzlich wurde mir entsetzlich weh. Ich hatte nicht geahnt, wie weh das thut. Mit Abscheu und Haß sprach ich mit ihr und erinnerte mich dann plötzlich, wie oft ich, auch jetzt wieder, wenn auch nur in Gedanken, mich dessen schuldig gemacht habe, wofür ich sie haßte, — und plötzlich wurde ich mir selbst widerwärtig, und sie that mir zu gleicher Zeit leid, und mir wurde sehr gut. Wenn wir nur immer zur rechten Zeit den Balken im eignen Auge sehen könnten, wie viel besser würden wir dann sein.“ Unter dem heutigen Datum schrieb er ein: „Ich war bei Natuscha und war gerade aus Selbstzufriedenheit nicht gut, sondern böse gegen sie, und es blieb ein schweres Gefühl zurück. Aber was soll man machen? Mit dem morgigen Tage ein neues Leben beginnen. Du altes, leb' gänzlich wohl. Es haben sich viele Eindrücke angesammelt, aber ich kann sie noch immer nicht zur Einheit bringen.“

Als Nechludow am nächsten Morgen erwachte, war sein erstes Gefühl Neue über das, was zwischen ihm und seinem Schwager vorgegangen war.

„So kann ich nicht abreisen,“ dachte er; „ich muß zu ihm fahren und es wieder gut machen.“

Als er aber auf die Uhr blickte, sah er, daß jetzt schon keine Zeit mehr sei und daß er sich beeilen müsse, um zum Auszug der Abteilung nicht zu spät zu kommen. Er packte in der Eile seine Sachen zusammen, schickte den Portier und Taras, Jedofias Mann, der mit ihm fuhr, direkt zum Bahnhof, nahm den ersten besten Fuhrmann und fuhr zum Gefängnis. Der Gefangenenzug ging über zwei Stunden vor dem Postzuge, mit dem Nechludow fuhr, deswegen wurde in der möblierten Wohnung alles von ihm erledigt, da er nicht die Absicht hatte, noch einmal zurückzukehren.

Es war ein drückend heißer Julitag. Die Steine auf der Straße und an den Häusern und die eisernen Dächer waren in der schwülen Nacht nicht abgekühlt und entsandten ihre Glut in die heiße, unbewegliche Luft. Wind wehte nicht, und wenn er sich erhob, trug er eine staubgesättigte, nach stinkender Delfarbe riechende, heiße Luft heran. Volk war wenig auf den Straßen; was da war, bemühte sich, im Schatten der Häuser zu gehen. Nur von der Sonne schwarz gebrannte Steinbrügger vom Lande in Pastichusen saßen mitten auf der Straße und klopfen mit Hämmern auf die in den heißen Sand gesteckten Pflastersteine; und finstere Polizisten in ungebleichten Kitteln mit orangefarbenen Revolverfesseln standen mitten auf der Straße und traten verdrießlich hin und her; und Pferdebahnwagen, die auf einer Seite vor der Sonne verhängt und mit Pferden in weißen Klappen bespannt waren, aus deren Schlitzen die Ohren hervorstanden, rollten klingelnd die Straßen hinauf und herab.

Als Nechludow zum Gefängnis kam, war die Abteilung noch nicht herausgekommen, und im Gefängnis war immer noch die morgens um vier Uhr begonnene angestrenzte Arbeit der Uebergabe und Aufnahme der zu verhaftenden Gefangenen im Gange. In der zum Versand kommenden Abteilung befanden sich sechshundertdreißig Männer und vierundsechzig Weiber: alle mußten nach dem gerichtlichen Verzeichnis verglichen, die Kranken und Schwachen ausgesondert und der Eskorte übergeben werden. Der neue Inspektor, zwei seiner Adjunkten, der Arzt, der Feldscher, der Eskorte-Offizier und ein Schreiber saßen an einem Tisch, der auf dem Hof im Schatten einer Wand aufgestellt und mit Papieren und Kanzlei-Utensilien bedeckt war, riesen jeden einzelnen Arrestanten, die nacheinander zu ihnen traten, auf, besichtigten ihn, befragten ihn und trugen ihn in die Liste ein.

Der Tisch war jetzt schon zur Hälfte von den Sonnenstrahlen ergriffen. Es wurde heiß und namentlich schwül infolge der Windstille und des Atmens der Sträflinge, die ebendasselbst im Haufen standen.

„Na, was ist das; kommt denn da gar kein Ende?“ sagte der große, dicke, rote Eskorte-Offizier mit hohen Schultern und kurzen Armen, zog den Rauch seiner Cigarette ein und qualmte unaufhörlich in seinen Schnurrbart, der den Mund verdeckte. „Werden ja ganz matt. Woher haben Sie nur so viele Leute zusammen bekommen? Sind es noch viele?“

Der Schreiber zählte nach.

„Noch vierundzwanzig Männer und die Frauen.“

„Nun, was steht Ihr da, rückt heran . . .“ schrie der Eskorte-Offizier den noch nicht aufgenommenen Sträflingen zu, die sich aneinander drängten.

Die Sträflinge standen schon über drei Stunde in Reihe und Glied und nicht im Schatten, sondern in der Sonne, und warteten, bis sie an die Reihe kamen.

Diese Arbeit ging innerhalb des Gefängnisraumes vor sich; draußen aber, am Thorweg, standen wie gewöhnlich eine Schildwache unterm Gewehr, etwa zwanzig Lastwagen für Sträflingsgepäck und für die Schwachen, an der Ecke ein Haufen Verwandte und Freunde, die das Herauskommen der Sträflinge erwarteten, um sie zu sehen, womöglich mit den Verbannten zu sprechen und ihnen irgend etwas zu übergeben. Zu diesem Haufen gesellte sich auch Nechjudow.

Er stand hier ungefähr eine Stunde. Am Ende der Stunde ertönte hinter den Thorflügeln Kettengeklirr, das Geräusch von Schritten, Kommandostimmen wiederholtes Pusten und leises Gemurmel eines großen Laufens. Das dauerte fünf Minuten lang, während deren Aufseher durch das Pförtchen ein und aus gingen. Endlich ertönte ein Kommando.

Die Thorflügel flogen donnernd auf, das Kettengeklirr wurde hörbarer, auf die Straße marschierten Eskortefoldaten in weißen Kitteln unterm Gewehr und stellten sich — augenscheinlich ein bekanntes und gewohntes Manöver — im weiten regelmäßigen Bogen vor dem Thorweg auf. Als sie sich aufgestellt hatten, ertönte ein neues Kommando, und mit pfann-tuchenförmigen Mützen auf den rasierten Köpfen, mit Säcken auf dem Rücken, die in Ketten gelegten Füße schwer nachschleppend und die eine freie Hand schwenkend, während die andre den Sack auf dem Rücken hielt, — begannen die Gefangenen in Paaren herauszukommen. Zuvorderst schritten die männlichen Zwangsarbeiter, alle in gleichen grauen Hosen und langen Röcken mit einem gelben Carreau-Aß auf dem Rücken. Sie alle — Junge, Alte, Magere, Dicke, Blasse, Rote, Schwarze, Schnurrbartige, Vollbartige, Bartlose, Russen, Tartaren, Ebräer — kamen kettentrasselnd heraus und schwenkten kühn den Arm, als schädten sie sich an, irgend wohin weit fortzugehen; nachdem sie aber zehn Schritt vorwärts gegangen, blieben sie stehen und stellten sich gehorham in Viererreihen hintereinander auf. Hinter ihnen strömten unaufhaltsam ebenso rasierte Leute ohne Fußfesseln, aber die Hände mit Handsfesseln zusammengeschnitten, in ebensolcher Kleidung aus dem Thorweg hervor. Das waren Verbannte. Sie schritten ebenso kühn heraus, machten Halt und stellten sich auch in Viererreihen auf. Dann kamen die Gemeindeverbannten. Dann die Weiber, auch in bestimmter Ordnung: erst die Zwangsarbeiterinnen in grauen Gefängnisröcken und Kopftüchern, dann Deportierte und freiwillig folgende Weiber in ihrer städtischen oder ländlichen Kleidung. Einige von den Frauen trugen ein Brustkind vorne in ihren Rockfalten.

Mit den Weibern kamen auf eignen Füßen Kinder: Knaben und Mädchen. Die Kinder drängten sich wie Füllen in der Herde zwischen den Gefangenen durch. Die Männer waren stumm, husteten nur bisweilen oder machten abgerissene Bemerkungen. Unter den Frauen aber hörte man ein ununterbrochenes Gerede. Es kam Nechjudow so vor, als erkenne er die Maslowa, als sie heraustram; aber dann verlor sie sich in einer großen Menge anderer, und er sah nur einen Haufen grauer, der menschlichen, besonders der weiblichen Gesichtszüge gleichsam harer Wesen mit Kindern und Säcken, die sich hinter den Männern aufstellten.

Trotzdem alle Gefangenen innerhalb der Gefängnismauern gezählt waren, singen die Eskortefoldaten an, sie wiederum zu zählen und mit der früheren Zählung zu vergleichen. Diese neue Ueberzählung dauerte lange, namentlich weil einige Gefangene sich bewegten und von einer Stelle zur andern gingen und dadurch die Eskortefoldaten in ihrer Zählung irre machten.

Die Soldaten schimpften und stießen die ergeben, aber böswillig gehorchenden Sträflinge zurecht und zählten sie wiederum. Als alle wieder übergezählt waren, kommandierte der Eskorte-Offizier etwas und im Haufen entstand eine Bewegung. Die schwachen Männer, Frauen und Kinder stürmten aneinander vorbei zu den Wagen, begannen ihre Säcke auf dieselben zu legen und dann selbst auf sie hinaufzuklettern. Da kletterten hinauf und setzten sich nieder: Frauen mit schreienden Brustkindern, fröhliche Kinder, die sich um ihre Plätze balgten, und mürrische, finstere Sträflinge.

Einige Sträflinge nahmen die Mühe ab, traten zum Eskorteoffizier und baten ihn um etwas. Wie Nechjudow später erfuhr, baten sie ihn, auf den Wagen steigen zu dürfen. Nechjudow sah, wie der Eskorteoffizier schweigend, ohne die Bittenden anzusehen, an seiner Cigarette zog, wie er dann plötzlich seine kurze Hand gegen einen aus der Reihe getretenen und an ihn herangekommenen Sträfling schwenkte, und wie dieser in Erwartung eines Schlags den rasierten Kopf in die Schultern einzog und von ihm forsprang.

„Ich will Dir Deine Freiheit schon austreichen, daß Du daran denken sollst! Gehst zu Fuß!“ schrie der Offizier.

Nur einen taumeligen, langen Greis mit Fußfesseln ließ der Offizier auf den Wagen, und Nechjudow sah, wie dieser Greis seine pfann-tuchenförmige Mütze abnahm, sich bekreuzigte, zum Wagen trat, und wie er dann lange nicht hinaufklettern konnte infolge der Beinschellen, die ihn hinderten, seine schwachen, greisenhaften, festgeschmiedeten Füße heraufzuheben; wie dann eine Frau, die schon auf dem Wagen saß, ihm half, indem sie ihn an der Hand hinaufzog.

Als alle Wagen mit Säcken gefüllt waren und auf den Säcken diejenigen saßen, denen es gestattet war, nahm der Eskorte-Offizier seine Mütze ab, wischte mit dem Taschentuch die Stirn, die Glase und den dicken roten Hals trocken und bekreuzigte sich.

„Abteilung marsch!“ kommandierte er.

Die Soldaten klapperten mit dem Gewehr, die Sträflinge nahmen die Mützen ab und begannen, einige mit der linken Hand, das Kreuz zu schlagen, die Begleiter schrien etwas, die Sträflinge schrien etwas als Antwort, unter den Weibern erhob sich ein Geheul, und die von Soldaten in weißen Kitteln umringte Abteilung bewegte sich vorwärts und wirbelte mit den fettengesesselten Füßen Staub auf. Voraus gingen die Soldaten; hinter ihnen, mit den Ketten klirrend, die gefesselten Gefangenen, je vier in einer Reihe; hinter diesen die Verbannten; dann die Gemeindeverbrecher, zu je zweien mit den Händen aneinander gefesselt; dann die Weiber. Dann kamen mit den Reisesäcken und den Schwachen beladene Lastwagen, auf deren einem hoch oben ein verhülltes Weib saß, das unaufhörlich winselte und schluchzte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Zug war so lang, daß, als die Vordersten schon dem Gesicht entschwunden waren, sich erst die Wagen mit den Säcken und den Schwachen in Bewegung setzten. Als die Wagen sich in Bewegung setzten, stieg Nechjudow in sein Fuhrwerk, das auf ihn wartete, und befahl dem Kutsher, die Abteilung zu überholen, um auszuschauen, ob nicht bekannte Sträflinge unter den Männern wären, und dann die Maslowa, wenn er sie unter den Weibern gefunden, zu fragen, ob sie die ihr gesandten Sachen erhalten hätte. Es war sehr heiß, Wind wehte nicht und der von tausend Füßen aufgewirbelte Staub stand die ganze Zeit hindurch über den Sträflingen, die sich in der Mitte der Straße vorwärts bewegten. Die Sträflinge gingen schnell, und das nicht sehr schnell trabende Droschkengewerb, mit dem Nechjudow fuhr, überholte sie nur langsam. Reihe auf Reihe zogen die unbekanntes Wesen mit dem sonderbaren und schrecklichen Aussehen dahin, und bewegten sich tausend gleichmäßig beschuhete und bekleidete Füße vorwärts, und wurden, gleichsam zur Ermüdung, die freien Hände geschwenkt. Ihrer waren so viele, sie waren so gleichmäßig gestaltet, und sie befanden sich in so besonderen, seltsamen Umständen, daß es Nechjudow schien, als wären das nicht Menschen, sondern eine Art besonderer schrecklicher Wesen. Diesen Eindruck zerstörte in ihm nur der Umstand, daß er im Haufen der Sträflinge den Mörder Fjodorow und unter den Verbannten den stomiker Ochotin und noch einen Strolch, der sich an ihn gewandt, erkannte. Fast alle Gefangenen schauten sich um, schielten nach dem Wagen, der sie überholte, und nach dem in ihm sitzenden Herrn, der nach ihnen hinsah. Fjodorow bewegte den Kopf nach oben, zum

Zeichen, daß er Nechjudow erkannt. Ohotin blinzelte mit den Augen. Aber weder der eine noch der andre grüßte, da sie das nicht für erlaubt hielten. Als Nechjudow mit den Weibern in einer Linie war, erblickte er sofort die Maslowa. Sie ging in der zweiten Reihe der Weiber. In der Seite ging ein gerötetes, kurzbeiniges, schwarzäugiges, mißgestaltetes Frauenzimmer, das ihren Rock unter den Gürtel gestopft hatte — das war „Tausend schön“; dann kam ein schwangeres Weib, das die Hüfte stark nachzog, und die dritte war die Maslowa. Sie trug einen Sack auf der Schulter und schaute grade vor sich hin. Ihr Gesicht war ruhig und entschlossen.
(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Unser Anglomanie läßt die englische Operette immer weiter dringen. Nun haben wir auf eine deutsche Novität, anscheinend auf Wiener Boden gewachsen, die es nicht lassen konnte, diese Mode mitzumachen: „Hodope“, nach einem Motiv des Augier von Alexander Engel. Verse und Musik von Hugo Felig.“ Sie war das Schlußstück des ungeliebten Kartheaters in Wien, wurde am Sonnabend im Theater des Westens mit Erfolg zur hiesigen Premiere gebracht und scheint nun ein Jungstück zu werden; wir urteilen nach dem zweiten Abend. Das Werk ist, wie fast immer solche Leistungen, kein „musikalisches Gesamtwerk“, sondern ein musikalisches Sammelwerk, und zwar in mehrfacherem Sinn des Wortes. Die wertvollsten Bestandteile der Sammlung sind einzelne Kompositionsteile, die rein musikalisch genommen nicht unoriginell und interessante Kniffstücke sind. So das rein vokale Serzett im ersten Finale und dann manches im zweiten der beiden Akte: einige Lieder, ein Drumquartett, ein Duettino, ein Kochgesang. Der Komponist hätte das Zeug, eine wirklich dramatische Operette zu schreiben; er müßte freilich einen entsprechenden Text finden, dessen latente Musik auch für seine Kunst einer in romantischer Stimmung dahinschwebenden Kompositionsweise, eines kräftigen recitativen Anspruchs und einer geschickten instrumentalen Charakteristik den echten Boden darbieten würde, und der ihn zwänge, selbständigere Wege zu schlagen. Diesmal ist er denn doch über das Leiermäßige der Complets kaum hinausgekommen. An dem dia-logreichen Text find die elegante Ausstattung des Textbuchs, die Verse und ein Anlauf zur Charakterisierung von Personen anzuerkennen. In letzterer Beziehung handelt es sich namentlich um die Sklavin der korinthischen Laïs, Hodope, die in das Werben um ihre Herrin selbständig eingreift; sie erscheint nach dem Textbuch und zum Teil auch nach der Musik als ein der Welt und der Liebe unbewußtes Wesen, wird aber in der Darstellung zu einer ganz andersartigen englischen Komikerin-Figur, so daß man nicht recht weiß, wer von den Beteiligten an dieser Charakterverfälschung Hauptschuld ist. Jedenfalls kommt einiges davon auf Rechnung der Darstellerin, die noch dazu gerade für diese Figur nicht die richtige Erscheinung ist. Was hätte nicht unsre Mia Werber daraus gemacht! Miß Mary Dalton, wohl eine mehr oder minder echte Engländerin, besitzt eine dünne, zum Teil gut klingende Stimme, die aber nicht weit genug „nach vorn gebracht“ ist und mit ihrem ausländischen Klang gar nicht der deutschen Vokalierung gerecht wird; um so besser gelang das schon erwähnte Lachcouplet. Von den übrigen Mitwirkenden bewährte sich Herr Siegmund Kunstadt, anscheinend ein Keutling, als ein „schöner Tenor“. Auch seine Stimme bedarf noch eines freieren und eines weicheren Tons; mit dieser Vervollkommnung kann der Sänger noch ein willkommener Retter in der Tenornot werden. Lucie Engelle bewährte sich als Laïs weniger durch ihr Spiel als durch ihren hohen und gut gebildeten Sopran. Die männliche Komit war besonders durch Emil Sondermann vertreten, dessen bekannte Künste hier besonders in einem gut heruntergeschallerten Mandamentcouplet zur Geltung kamen. Daß es an Ausstattungsfeinheiten nicht fehlt, läßt sich denken. Alles in allem: schäd um das viele Drum und Dran einer Sache, die dessen nicht würdig ist!

Um so freudiger lehnen wir zu einem derart ernsten und mühevollen Streben zurück, wie es Herr Morwig mit seiner Sommeroper immer und immer wieder bewährt. Diesmal gab es gleich wieder zwei Neueinstudierungen. Die eine war „Das Glöckchen des Eremiten“ von Mailard; ich mußte hier wegen Kollision mit einem Konzert einen Vertreter urteilen lassen und bekam sehr Günstiges zu hören. Filicie von Venno, die sich schon neulich als Page im „Maslenball“ gut eingeführt, soll diesmal in der Hauptrolle, der Rose Friquet, vorzüglich gewesen sein: reine und — besonders in der Höhe — metallische Stimme; die Gesamtleistung aus einem Guß. Auch der neulich mit Anerkennung bemerkte Varhton, Otto Goriz, soll durch seine feine Schulung erfreulich gewirkt haben. Die andre Aufführung, Kreuzers „Nachtlager von Granada“, konnte ich selber genießen. Bei aller Achtung vor dem gesamten Wert der Darbietung, die freilich durch einen unnötigen, langen Strich zerrissen war, und vor dem Trefflichen, das hier einzelne ältere Mitglieder, vor allem Marie von Tergow und Theo Raven, leisteten, muß doch wieder von der Tenornot gesprochen werden. Herr Alfred Verndt hat sein süßes Stimmmaterial;

aber seine gefangliche und schauspielerische Durchbildung ist recht matt. Es scheint, daß angehende Sängerinnen, deren Angebot ja so viel größer ist als das angehender Sänger, schon dadurch an eine viel eifrigere Hingabe an das Gesangsstudium gewiesen sind als diese, und namentlich Tenöre dürfen allzu voreilig auf ihre vielbegehrte Stimme vertrauen.

Daß ich die vorher genannte Aufführung versäumen mußte, lag an dem Besuch des Konzerts, das — hier nicht eben zum erstenmal — der „Pysalaeer Studentenor“ gab. Der sympathische Einbruch des Chors, die gute Schulung des Chors (doch mit einem etwas harten Klang der Tenöre), der üppige Paß des Solisten. Hofopernsängers Hermann Drag, und was sonst bei einem solchen Konzert erfreulich ist, muß lebhaft anerkannt werden. Auffällig ist aber doch, daß die hier vorgebrachten skandinavischen Gesänge den zahlreichen zwischen ihnen vorgebrachten deutschen Gesängen (zumal von Mendelssohn) recht sehr ähnlich sind. Eine Eigenart namentlich in harmonischen Wendungen wie bei Grieg ist hier nicht zu verspüren. Man kann etwa von einer „gesamt-europäischen Liedertafel“ sprechen. Doch sei das Lied von Kerulf: „Ist kein Trost in dem Gedanken?“ ob seines melodiosen Charakters und des Baritonisten, der darin das Solo sang, rühmend erwähnt.

Kleines Revueletton.

— Der Jopf der Chinesen. Wir lesen in der „Allnischen Zeitung“: Gewöhnlich nimmt man an, daß die Jopshaartracht der Männer von alters her im Reich der Mitte üblich gewesen sei. Dem ist jedoch nicht so. Im Vergleich zu der vieltausendjährigen Geschichte, deren sich die Chinesen rühmen, ist die Zeit der allgemeinen Herrschaft des Jopfs kurz zu nennen, sie beträgt nämlich noch nicht zwei Jahrhunderte. Als die Mandschuren das chinesische Reich zu erobern begannen, befohlen sie den Einwohnern der unterworfenen Landesteile, den Männern sowohl wie den Weibern, die mandschurische Art der Kleidung und der Haartracht anzunehmen. Diese Verordnung stieß begreiflicherweise anfänglich auf großen Widerstand und die Eroberer sahen sich gezwungen, immer härtere Strafen auf Ungehorsam dagegen zu setzen. Schon im Jahre 1627 finden wir, daß in der zuerst von der Mandschuren aus unterjochten Halbinsel Liaoting alle Einwohner, die den Jopf nicht tragen wollten, mit dem Tode bestraft werden sollen. Die Herrschaft der Mandschuren im eigentlichen China rechnet man von 1644 an, nachdem der letzte Kaiser aus der Ming-Dynastie im vorhergehenden Jahre zuerst seine Tochter erdolcht und dann sich selbst erhängt hatte. Es dauerte aber noch mehrere Jahre, ehe das ganze große Reich den neuen Herren gehörte. Das letzte Volkvolk der chinesischen Partei, Kanton, wurde von den mandschurischen Truppen im Jahre 1650 erlöhnt. Damit hörte jeder weitere ernstliche Widerstand auf. In dem ganzen großen Gebiete, das die Mandschuren nun also unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, verlangten sie bei allen männlichen Personen als Zeichen der Unterwerfung den Jopf zu setzen. Mit drakonischen Maßregeln kam man jetzt nicht mehr aus, weil die neuen Unterthanen dazu doch zu zahlreich waren. Die Sieger mußten sich deshalb anders helfen. Dies geschah auf mancherlei Weise. In der ersten Zeit erhielt jeder aus dem Volk, der sich bequente, den Jopf zu tragen, ein Geldgeschenk. Allmählich wurde dies verringert, bis die Belohnung nur noch aus einem Hühner-Ei bestand. Bei der Eupfänglichkeit der Chinesen für derartige Aufmerksamkeiten erzielte man hiermit manche Erfolge. Gleichwohl lag der Haupthebel, der sich aufsetzen ließ, auf einem andern Gebiet. Im Reich der Mitte wird seit langer Zeit jedermann zu den öffentlichen Prüfungen zugelassen, der sich eines unbescholtenen Rufes erfreute. Dies änderte die neue Regierung in keiner Weise, aber sie ließ die Prüfungen sehr bald merken, daß unbesopfte Jünglinge unter ihnen gar keine Aussicht auf Erfolg hätten. Hierdurch machte man nach und nach viele Elemente müde, die sich zuerst nicht in die neue Sitte fügen wollten. Dann und wann wurden zum abschreckenden Beispiel einige allzu hartnäckige Litteraten, die lieber ihren Kopf als ihr volles Haupthaar verlieren wollten, enthauptet. Im ganzen vergingen rund hundert Jahre, bis die Keuerung überall durchgeführt war. Es ist ein Beweis für die damalige Macht der Mandschuren, daß sie das haben durchsetzen können. Denn so gleichgültig es der großen Mehrzahl der Chinesen ist, wer sie beherrscht, so lehnen sie sich doch leicht gegen eine Regierung auf, die sich in ihre häuslichen Angelegenheiten oder in die Gewohnheiten ihres täglichen Lebens einmischen will. Die gebildeten Schichten der Bevölkerung bis tief in die Mittelklassen hinab sind noch immer der demütigenden Thatsache bewußt, daß sie den Jopf nicht freiwillig, sondern gezwungen tragen. Neben der Provinz Kuangtung hat sich die Provinz Fokien, worin Amoy liegt, am längsten gegen die Mandschuren gewehrt, und hier wird bis zum heutigen Tag vielfach der Jopf aufgebunden unter einem turbanartigen Kopftuch verborgen. Das Bewußtsein, ein unterjochtes Volk zu sein, hat vielleicht hauptsächlich bewirkt, daß man die Herrschaft der Mandschuren fortwährend als eine fremde ansieht. Bei jeder größeren Empörung wird sofort zu der alten Haartracht zurück gegriffen, weshalb die Empörer vielfach „langhaarige Rebellen“ heißen.

Bevor das Mächtgebot der Mandschuren den Jopf im Reich der Mitte einführte, trugen die Chinesen das Haar aufgebunden und zu einem Knoten zusammengebunden, wie noch heute die Koreaner. Jetzt wird die ganze vordere Hälfte des Kopfes glatt

rafiert und nur auf dem Hinterhaupte eine Platte gelassen wo das Haar wachsen darf, das man dann zu einem Zopfe zusammenflacht. Alles dies besorgt ein Barbier, schon aus dem Grunde, weil sich niemand selbst den Kopf rasieren kann. Da es bei jedermann mehrmals wöchentlich geschehen muß, so läßt sich denken, daß die Kunst der Barbier im Reiche der Mitte sehr zahlreich ist. Sie betreiben ihr Gewerbe teilweise auf offener Straße, wie jeder Reisende, der nach Ostasien kommt, zu beobachten Gelegenheit hat. Die Macht der Gewohnheit hat die meisten Chinesen, besonders die aus den wohlhabenderen Klassen, allmählich dahin gebracht, in einem schönen Zopf eine große Pierde zu sehen. Wer so volles und langes Haar hat, daß der Zopf recht dick ist und ungefähr bis auf den Boden reicht, ist nicht wenig stolz darauf. Die von der Natur mit weniger Haarwuchs begabten Männer können sich leicht künstlichen Ersatz verschaffen, der in allen Orten künstlich ist. Aber wer das thut, muß gewärtig sein, daß hinter seinem Rücken ebenso sehr darüber gespöttelt wird, wie in ähnlichen Fällen im Abendlande. In solchen Dingen weist die menschliche Natur wohl überall dieselben Züge auf. Dagegen wird nichts darin gefunden, wenn einer seinen allzu kurzen Zopf künstlich durch eine eingeflochtene Schuur verlängert, weil er hierdurch keinen falschen Schein erwecken will. Als Zeichen der Trauer um einen nahen Verwandten pflegt man eine Schuur von weißer Seide in den Zopf zu flechten. —

Volkskunde.

— In der Mitteilung der Münchener Anthropologischen Gesellschaft sprach der Architekt Franz Zell über die künstlerische Ausschmückung des Bauernhauses im bairischen Hochland. Nach einem Hinweis auf die reich verzierten Holzwerke, bezw. auf die reichen Giebel der Häuser in Wallgau, Krimm, Mittenwald usw. ging der Redner über zur Beschreibung der im bairischen Hochland einstmals so sehr, sowohl in den Dörfern als in den Märkten, in Übung gestandenen volkstümlichen Kunst. Er behandelte speciell die gemauerten, geputzten und mit Freskogemälden geschmückten Häuser. Leider ist man auf dem Lande eifrig bemüht, auch die letzten Reste dieser kulturgeschichtlich so hochinteressanten Hausmalerei der Vernichtung preisgegeben. Schon im 13. und 14. Jahrhundert wurde die Freskomalerei gepflegt, wie aus Urkunden und aus den Wandmalereien in der Dorfkirche zu Lindenberg und dem Kreuzigungsbild an der Südseite der Pfarrkirche zu Egern ersichtlich ist. Die ältesten Reste von Hausmalereien finden sich in Berchtesgaden, wohl noch aus dem 17. Jahrhundert stammend, die meisten sind aus dem 18., einige auch aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Die farbenfreudige, sprudelnde Kunst des Rokoko war es, welche so recht dem sinnlich kräftigen, das Bunte liebenden Naturell des Gebirgsvolkes ganz besonders zusagte und deshalb bei den Bauern auch wirklich populär geworden ist. Der Rokokostil ist in Altbayern besonders ausgedehnt entwickelt worden, viel mehr als in anderen Gegenden. Die meisten Dorfkirchen in ihrem Innern, wie das bemalte Äußere und Innere der Bauernhäuser bis in die entlegensten Gegenden sind im Geschmack des Rokoko, in den lebhaftesten und zierlichsten Schnörkeln und ebenso wie in künstlichen Bildern in den buntesten Farben durchgeführt. Auch der Stil Louis XVI., dem man ja ähnliche Eigenschaften wie dem Rokoko zuschreiben kann, fand, ohne Zweifel durch die zahllos verbreiteten Augsburger Kupferstiche, allenthalben Eingang. Vom Empire-Stil sind nur einige Malereien in Mittenwald erhalten. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Das Rigen der Bäume zur Förderung ihres Wachses. Eine sehr nützliche Arbeit am Baumstamm ist unter Umständen das Rigen der Rinde. Hierzu schreibt H. Wetten im „Erfurter Führer im Gartenbau“: „Ein gesunder Baum vergrößert seine Krone und verdickt seinen Stamm. Es giebt aber auch viele Bäume, die ihren Stamm nicht verdicken wollen, weil in ihrem Stamm etwas nicht in Ordnung ist. Solche Bäume sehen schlecht aus; sie brechen leicht vor dem Wind und stellen auch das Wachstum der Krone nach einigen Jahren ein, wenn ihnen nicht geholfen wird. Man kann dies leicht, sobald man es weiß. Das Uebel ist dadurch hervorgerufen, daß aus irgend einem Grunde, sei es infolge Verpflanzens oder infolge von Trockenheit etc., die Rinde des Baums in einem Jahre nicht hat wachsen wollen. Im nächsten Jahre ist sie dazu nicht mehr recht im Stande gewesen, weil die Zellen der Rinde zu alt geworden, weil sie, wenn wir uns bildlich ausdrücken dürfen, verlüthert sind, und so hat das Uebel von Jahr zu Jahr zugenommen. Manche Bäume helfen sich selbst, wenn ihre Rinde platzt, und schaffen sich auf diese Weise Raum zur Ausdehnung und Gelegenheit zur Neubildung von Zellen. Das Platzen der Rinde ist ein Fingerzeig zur Rettung. Wie hier die Natur einen Ausweg schafft, so muß der Baumzüchter künstlich einen solchen hervorgerufen, indem er mit dem Messer die Rinde des Baumes aufrigt. Das darf allerdings nicht ohne gewisse Vorsicht geschehen. Die Messerpipe soll auf keinen Fall ins Holz hineindringen, sondern nur die Rinde aufschneiden. Ob das Rigen am Stamme hinunter in geraden oder gebogenen Linien gemacht wird, ist gleichgültig; nur nicht rings um den Stamm rigen! Die einzig richtige Zeit zum Rigen oder Schröpfen ist das Frühjahr. Das Rigen kann so gewaltigen Einfluß auf den Baum haben, daß unfruchtbare Bäume danach fruchtbar werden, Bäume, die jahre-

lang in jedem Frühjahr über und über mit Blüten bedeckt sind, aber niemals ansetzen, dies plötzlich thun. Das gilt nicht allein bei Äpfeln und Birnen, sondern auch bei Kirschen. Bei letzteren allerdings nur dann, wenn bei ihnen nicht Fehler in der Wahl der Unterlage gemacht worden sind. Auch der Gummisfluß der Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen wird durch rechtzeitiges Rigen häufig verhindert und vielfach geheilt. Eine merkwürdige Folge des Rigens sah ich einmal an einer LandsträÙe. Während die noch jungen Bäume auf der einen Seite vom Wind schief gedrückt waren, standen sie auf der andern fast gerade. Hier hatten sie einen dicken Stamm infolge des Rigens, dort nur einen dünnen, weil das Rigen, wer weiß, aus welchem Grunde unterblieben war. Also auch auf das leichtere Geradewachsen hatte das Rigen Einfluß gehabt, weil es den Stamm der Bäume schnell kräftig machte. Man kann junge und ältere Bäume rigen, auch gleich beim Pflanzen schon die Arbeit ausführen. Neben der nötigen Vorsicht sollte aber noch eins beachtet werden; möglichst die Schattenseite, nicht die Sonnenseite, zu rigen und die Rigen am ganzen Stamm hinunter zu machen, nicht stückweise, hier und da einen kleinen Rig.“ —

Technisches.

— Enthärtten von Panzerplatten. Panzerplatten leisten bekanntlich allen Werkzeugen einen außerordentlichen Widerstand und sie müssen vor der Bearbeitung an den gewünschten Stellen enthärtet werden. Bisher geschah dies mit dem Knallgasgebläse, das jede einzelne Stelle nach und nach weich machte, und zwar meist unter immer wieder erneuertem Ansetzen der Wärmequelle, sodaß der Bohrer jeweilig oft nur ein oder einige Millimeter vorankam. Gegenüber diesem bietet das Goldschmidische Verfahren der Erhitzung durch Aluminium ganz außerordentliche Vorzüge durch seine größere Bequemlichkeit, Sicherheit und Schnelligkeit. Wenn nur ein Panzerbolzen einzuziehen ist, also nur eine kleine Stelle enthärtet werden soll, so wird mit Hilfe von Ziegelfeinen oder besser einer Blechform ein Quadrat von etwa 5 Centimeter Seitenlänge abgegrenzt. Die Form, welche etwa 10 Centimeter hoch zu wählen ist, wird durch Draht zusammengehalten. Zum sorgfältigen Verstopfen der Fugen dient Zornsand. In diese Form wird aus einem Tiegel geeigneter Größe, wie sie für alle diese Verfahren besonders angefertigt werden, die feuerflüssige Erwärmmungsmasse (sog. Thermit P) mit rd. 3000 Grad Cels. eingegossen. Nach etwa einer halben Stunde ist die Form abzunehmen und die Masse abzuschlagen, die sich sehr leicht abtrennt. Die Platte ist dann so weich geworden, daß der Bohrer in sie eindringt, ohne stumpf zu werden oder abzubringen. Das Thermit unmittelbar in die Form zu füllen und anzuzünden, ist nicht angängig, weil sich dann das bei der Reaktion bildende Metall an der Platte festsetzen würde. Wird hingegen die feuerflüssige Masse aus dem Tiegel ausgegossen, so bildet sich zwischen dem ausgeschiedenen Metall und der Panzerplatte eine ganz dünne, schützende Schicht von Aluminiumoxyd (Storind), wodurch eine spätere Abtrennung ohne Anstand gewährleistet wird. —

(„Umschau.“)

Humoristisches.

- Pringenzexamen. „Nun, wie war's denn in der Prüfung?“
„Geschwigt haben vor Angst die Examinatoren.“ —
- Die Mächte in China. „Unser Beziehungen sind die herzlichsten — der Weltkrieg kann losgehen.“ —

(„Simpl.“)

Notizen.

- Eine neue Monatschrift für deutsche Kunst „Atheinland“ wird vom 1. Oktober d. J. ab in Düsseldorf erscheinen; Herausgeber ist eine Gesellschaft „Atheinische Kunstzeitschrift“. In dem Prospekt heißt es u. a.: „Wir haben zu sehr gelernt, nach der Spree zu horchen. Aber nicht einmal das altpreussische Berlin hat etwas mit dem halbslawischen Gemisch zu thun, das sich als „Berliner Geist“ geberdet und als Centralisation des Deutschland gelten möchte. Gerade wir Rheinländer erfüllen eine nationale Pflicht, wenn wir uns demgegenüber auf die eigne Kultur befinnen.“ Recht freundlich! —
- Im Bellealliance-Theater beginnt am Sonnabend ein zehnjähriges Gastspiel einer französischen Gesellschaft. —
- Der Akademische Verein für Kunst und Litteratur bereitet für den Winter eine Aufführung der „Dresler“ des Aeschylus vor. —
- Die österreichische Abteilung der Großen Berliner Kunstausstellung ist am Sonnabend in den Sälen 21 und 25 eröffnet worden. —
- Japanischer Goldlad. Der „Ostasiatische Lloyd“ berichtet: Ein Prachtstück japanischer Goldarbeit wurde kürzlich in Yokohama verkauft. Es handelte sich um einen Schwanz, der nur 50 Zoll hoch und 37 Zoll breit war, der aber einen Preis von 10 000 Yen (1 Yen = 2,18 M.) erzielte. Die Schnitzereien und Malereien stammten von Künstlerhand, die Vergoldungen waren derartig massiv, daß es schien, als seien Goldplatten aufgelegt. Derartige Prachtstücke japanischen Kunstgewerbes sind ungemein selten. Heute werden sie kaum noch hergestellt. —